

Oldenburger Universitätsreden

Nr. 38

Gudrun-Axeli Knapp

**Zum Problem der Radikalität
in der
feministischen Wissenschaft**

bis

**Bibliotheks- und Informationssystem der Universität Oldenburg
1990**

VORWORT

Frauenforschung als feministische Wissenschaft stand immer mehr als andere engagierte Forschung im Spannungsfeld zwischen politischem Wollen und methodischer Unanfechtbarkeit. Dabei wurde der Radikalität des politischen Engagements die Gefahr wissenschaftlicher Entradikalisierung durch zu differenzierende Patriarchatskritik gegenübergestellt.

Die Autorin bekennt sich zur Radikalität wie zur Differenziertheit und gewinnt damit einen neuen Radikalitätsbegriff außerhalb des simplifizierenden Dualitätsdenkens. Der Gewinn liegt im zur Kenntnis nehmen 'wollen' von Komplexität und nicht in deren Reduktion, um damit den "Verhältnissen aus näherer Kenntnis nahezutreten".

Der Vortrag wurde im Wintersemester 1988/89 in der Reihe "Frauen brechen auf - Revolution oder Ungehorsam" gehalten. In einem Nachwort weist die Autorin auf die Aktualität des Themas wie auf den sich weiter entwickelnden Stand der Diskussion in der und um die Frauenforschung hin.

Oldenburg, im Juli 1990 Hermann Havekost

GUDRUN-AXELI KNAPP

Zum Problem der Radikalität in der feministischen Wissenschaft

"Frauenforschung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik". Dies war Gegenstand eines Workshops, den die Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im April 1988 in Hannover veranstaltete; auch auf dem Soziologietag 1988 in Zürich stand das Thema in der Sektion zur Debatte. Die facettenreiche Diskussion kann hier nicht im einzelnen nachgezeichnet werden. Ich konzentriere mich deshalb auf ein Problem, das auf dem Workshop zentral war und fasse einige der dort von mir vorgetragenen Überlegungen zusammen: Es geht um die Frage der Radikalität in der Frauenforschung. Im Hintergrund dieser Frage stand ein Eindruck, den ich in den vergangenen Jahren bei der Lektüre diverser Produktionen der Frauenforschung gewann: auf der einen Seite die Wahrnehmung, daß vielen der gesellschaftskritische "Biß" ein Stück weit abhanden gekommen zu sein scheint; auf der anderen Seite einzunehmendes Ungenügen an einigen populär gewordenen Ansätzen, die sich selbst als "radikal" präsentieren und auch als solche in der Frauenbewegung rezipiert werden. Beides wurde für mich zum Anlaß, die Frage nach dem kritischen Potential feministischer Wissenschaft gleichsam im Sinne einer Zwischenbilanz noch einmal aufzuwerfen. Zunächst: was ist überhaupt "Radikalität" ?

Im "Feminist Dictionary" (Cheris Kramarae/Paula A. Treichler, Pandora Press 1985) gibt Kathie Sarachild die folgende Definition:

"Das Wörterbuch sagt `radikal` bedeutet Wurzel, abgeleitet von dem Lateinischen Wort für Wurzel. Und das ist es, was wir meinten, als wir uns selbst Radikale nannten. Wir waren daran interessiert, an die Wurzeln der gesellschaftlichen Probleme zu kommen. Man könnte sagen, wir wollten das Unkraut im Garten an den Wurzeln herausreißen, und nicht nur die Blätter an der Spitze abpflücken, um die Dinge für den Augenblick besser aussehen zu lassen. Die Frauenbefreiungsbewegung wurde in Gang gebracht von Frauen, die sich in diesem Sinne als Radikale bezeichneten."

Diese Definition leuchtet unmittelbar ein: Sie richtet sich gegen eine politische Oberflächenkosmetik, die in gewissen Grenzen zu Reformen bereit ist, aber die grundlegenden gesellschaftlichen Zusammenhänge von Frauenunterdrückung nicht antasten will. Damit ist ein politischer Anspruch formuliert, den wahrscheinlich viele von uns spontan teilen. Aber die Definition enthält auch eine Setzung: Sie setzt voraus, daß wir schon genau zu unterscheiden wüßten zwischen dem, was "Unkraut" ist und was die Kräuter sind, die wir wachsen lassen können; und sie unterstellt, daß uns der untergründige Zusammenhang bekannt wäre, in dem Kraut und Unkraut miteinander stehen. Dies aber gilt noch nicht einmal für das ökologische System eines Gartens, wie wir an den Streitereien zwischen Kleingärtnern der alten Schule und alternativen Gartenfreunden ablesen können. Wie viel weniger aber kann es gelten für den Zusammenhang der gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses und den psychosozialen Formen der Verarbeitung der Geschlechterdifferenz, die das zentrale Forschungsbiet feministischer Wissenschaft sind.

Die Frauenforschung hat in ihrer noch recht kurzen Geschichte wichtige Einsichten hervorgebracht. Sie hat den andro-

zentrischen Blick und die Einseitigkeit des uns überlieferten Bestandes an "Wissen" über die Gesellschaft kritisiert, sie hat in vielen Untersuchungen zur Verbesserung der Kenntnis über den "weiblichen Lebenszusammenhang" (U. Prokop) beigetragen und diese Kenntnisse für politische Forderungen fruchtbar zu machen versucht, sie hat ausgewiesen, daß das "Geschlecht" (ähnlich wie die Klassenzugehörigkeit oder die Zugehörigkeit zu einer ethnischen Gruppe) eine soziale Strukturkategorie ist; Status, soziale Funktionen und Lebenschancen verteilen sich unterschiedlich zwischen Männern und Frauen, ebenso wie Art und Ausmaß der Konfrontation mit Gewalt. Unter Frauenforscherinnen herrscht inzwischen weitgehende Übereinstimmung darüber, daß die soziale "Verortung" nach Geschlechtszugehörigkeit kein Akt unmittelbaren Zwangs ist, sondern ein kompliziertes und konfliktträchtiges Ineinandergreifen von Zwängen und Motiven, von Gewalt und ihrer Duldung, von materiellen Bedingungen und subjektiven Bedürfnissen, von kulturellen Deutungssystemen, normativen Vorschriften, Selbstbildern und Selbstinszenierungen. Wenn wir aber an die Wurzeln gehen wollen, müssen wir noch Genaueres darüber lernen, welches die Mechanismen der sozialen Reproduktion dieses Geschlechterverhältnisses sind, wie die einzelnen Glieder dieser Kette ineinandergreifen und aus welchen "Quellen" Frauenunterdrückung sich speist. Die Voraussetzung, von der die oben angeführte Definition von Radikalität schon ausgeht, wäre also in weiten Teilen eine, die wir erst noch schaffen müssen. Gehen wir noch einmal einen Schritt zurück und schauen nach, was das Herkunftswörterbuch des DUDEN zum Stichwort "radikal" uns sagt:

"radikal: gründlich; rücksichtslos": Im 18. Jh. aus frz. radical; spätlateinisch radicalis," an die Wurzel gehend; von Grund auf, gründlich" entlehnt. über das zugrundeliegende lat. radix ("Wurzel") vgl. das Lehnwort Rettich."

Wir können uns hier den Umweg über "Rettich" und "Radischen" ersparen. Interessant scheint mir aber die changierende Wortbedeutung zwischen "gründlich" und "rücksichtslos". Sie führt ins Zentrum des Problems.

Ich greife zur Veranschaulichung ein letztes Mal auf das Bild des Gartens zurück: dort sind zwei, die den Dingen an die Wurzeln wollen. Die eine verschafft sich Einsicht in das Wurzelgeflecht und seine Verzweigungen, indem sie behutsam die Erde abträgt und die Verbindungen freizulegen versucht, weil sie Zusammenhänge sehen will, um dann zu entscheiden, wo und unter welchen Bedingungen sie was herausreißen kann. Die andere setzt den Spaten dicht neben der Pflanze an und geht mit einem tiefen Stich direkt an die Wurzel.

Welche von beiden ist radikal? Oder sind es beide? Ist die eine eine Frau der Tat, der verändernden Politik? Und die andere eine Frau der Reflexion, der Wissenschaft von den Zusammenhängen?

Ich habe hier, und damit ist auch die Grenze der Nützlichkeit von konkretistischen Beispielen markiert, die zwei Aspekte auseinandergerissen, die in dem Begriff "Radikalität" stecken. Ich habe sie auf zwei Personen, zwei Zugangsweisen und zwei Bereiche: Wissenschaft und Politik verteilt. Was die Frage nach dem Problem der Radikalität in der feministischen Wissenschaft so kompliziert macht, ist aber gerade, daß diese beiden Seiten in ihr dem Anspruch nach zusammengehören: sie will radikal verändernd, politisch eingreifend wirken und sie will Zusammenhänge erforschen.

In der Praxis der Frauenforschung und auch in der Aneignung ihrer Erkenntnisse stellt sich dies Verhältnis von Wissenschaft und Politik häufig als ein Spannungsverhältnis dar. In ihm sind individuelle Emanzipationsinteressen, politische Veränderungsinteressen und wissenschaftliche Erkenntnisinteressen auf komplizierte Weise verknüpft. Etwas, was die

herrschende Wissenschaft peinlichst voneinander zu trennen vorgibt, eine Trennung, die ihr geradezu als Kriterium für Wissenschaftlichkeit gilt (Neutralität / Objektivität / Distanz), wird in der feministischen Wissenschaft offensiv zusammengebracht und gilt ihr als genuine Quelle politisch relevanter, emanzipatorischer Erkenntnis über gesellschaftliche Realität.

Von daher haben wir in der Frauenforschung eine sehr spezifische "Erkenntniskonstellation": sie birgt viele Chancen, aber im Produktionsprozeß dieser Wissenschaft ergeben sich gerade aufgrund dieser Verquickung von persönlichen Emanzipationsbedürfnissen, politischen Veränderungs- und wissenschaftlichen Erkenntnisinteressen auch einige Klippen. Auf sie will ich im folgenden näher eingehen. Dabei zeichne ich hier notgedrungen ein sehr typisierendes Bild. In der Wirklichkeit des frauenforscherischen Alltags können sich diese Konstellationen im einzelnen sehr unterschiedlich gestalten.

Gespannte Verhältnisse

Frauenforschung ist als (zumindest dem Anspruch nach) Teil einer sozialen Bewegung angetreten, Gesellschaftsanalysen zuleisten, die der politischen Praxis, mit der sie selten unmittelbar zusammenfällt, Argumentationsmaterial, Anhalt und Orientierung geben sollen; umgekehrt empfängt sie Impulse und Orientierungen aus den Problemen, die sich praktisch stellen. Als Wissenschaft ist sie gehalten, gesellschaftliche Wirklichkeit in all ihrer Komplexität auszuloten. Das heißt: unter Umständen auch solche Sachverhalte sehen und als Realität anerkennen zu müssen, die der eigenen politischen Orientierung zuwiderlaufen.

Wie eng hier zuweilen die Verbindungen von Wissenschaft und Politik sein können, sehen wir zum Beispiel an der auf Frauen bezogenen Täter-Opfer-Debatte. Es gab seinerzeit

erheblichen Unmut, als Frigga Haug Anfang der 80er Jahre auf die schlichte Tatsache hinwies, daß Frauen nicht nur Opfer seien, sondern selbst Täterinnen, indem sie ihren aktiven Part bei der Reproduktion von Herrschaftsverhältnissen übernehmen. Dies wurde von vielen Feministinnen als Entradikalisierung der Patriarchatskritik aufgefaßt. Das war es sicher nur auf den ersten Blick. In der damaligen Diskussion bedeutete diese Intervention vor allem eine Öffnung von Perspektiven, in denen später viel genauer begriffen werden konnte, wie groß die Geschlechtsunterschiede sowohl im Opfer- als auch im Täterstatus tatsächlich sind. (Vergl. auch Christina Thürmer Rohr: Frauen in Gewaltverhältnissen. Zur Generalisierung des Opferbegriffs. In: Mittäterschaft und Entdeckungslust, 1989).

Dasselbe Grundproblem finden wir wieder in einer aktuellen Diskussion der Sektion Frauenforschung, die durch einen Vortrag von Lerke Gravenhorst über "Private Gewalt von Männern und feministische Sozialwissenschaft" entfacht wurde. Diese Diskussion ist dokumentiert in dem von Carol Hagemann-White und Maria Rerrich herausgegebenen Band Frauen-Männer-Bilder (Bielefeld 1988). In dem Vortrag wird das Bild vom Mann als "potentiellem Mißhandler" von Frauen kritisiert, das in feministischen Analysen zuweilen gezeichnet wurde. Nach ihnen repräsentiert ein mißhandelnder Mann den "Mann auf der Straße" (Benard/Schlaffer, 1980). Lerke Gravenhorst wagte sich an ein heißes Eisen, als sie fragte: "Wieviel an Unterschiedlichkeit, an Möglichkeit, an Widersprüchlichkeit von Männern lassen wir zu, wollen wir und können wir sehen." (Frauen-Männer-Bilder, S. 16). Man mag sich darüber streiten, inwieweit ihre Ausführungen zu dieser Frage gelungen sind. Symptomatisch für unser Thema ist jedoch das Echo und die Empörung, welches das bloße Stellen dieser Frage bei vielen Diskussionsteilnehmerinnen und Leserinnen hervorgerufen hat. Veronika Bennholdt Thomsen hat in einer heftigen Polemik in den "Beiträgen zur

feministischen Theorie und Praxis" darauf geantwortet unter der Überschrift: "Geh zurück auf Los" was soviel heißt wie: Mit dieser Frage entradikalisiertest du die feministische Thematisierung von Männergewalt gegen Frauen, du wirfst uns damit politisch zurück.

Bedeutet das, daß die Aufforderung zur differenzierten Betrachtung per se gleichbedeutend ist mit Entradikalisierung? Klafft hier nicht ein schier unüberbrückbarer Graben zwischen entschiedener politischer Parteinahme und dem Anspruch feministischer Wissenschaft, die Verhältnisse und die eigene Verwicklung darin im Detail zu begreifen zu versuchen; wo wäre dabei der "Ort" der Wahrheit- oder gibt es "Orte" ? Was für ein Begriff von Radikalität ist das, wenn er Tabus verhängt über das Stellen von Fragen? Wäre der Spaten das einzig legitime Werkzeug im Garten radikaler feministischer Wissenschaft?

Es ist richtig: Die Wut über sexistische Gewalt, die zugleich Ohnmachtsgefühle und Rachebedürfnisse provoziert, läßt nur zögernd die Frage nach den Vermittlungszusammenhängen zu, in denen auch Männer in der Doppelgestalt Täter/Opfer erscheinen könnten. Und dennoch kommen wir nicht umhin, sie zu stellen.

An dieser Stelle erscheint es mir wichtig, an den Unterschied zwischen Verstehen und Erklären auf der einen Seite, Verharmlosung und politischer Legitimation auf der anderen Seite zu erinnern; ein alter Streitpunkt zwischen kritischer Sozialwissenschaft und Konservativen.

Mir selbst ist die Bedeutung des Unterschiedes in den 70er Jahren klargeworden im Prozeß gegen einen meiner Lehrer, den hannoverschen Sozialpsychologen Peter Brückner. Er wurde bezichtigt, ein Sympathisant des Terrorismus zu sein. Ich habe im Gerichtssaal etwas gelernt, als Peter Brückner, damals schon schwer krank, den beeindruckenden Versuch unternahm, den Richtern, den Beisitzern und dem Vertreter

der Anklage zu erläutern, warum er als politischer Mensch und als Sozialpsychologe z.B. die Äußerungen des Göttinger "Mescalero" über seine Gefühle "klammheimlicher Freude" anlässlich der Ermordung des Generalbundesanwalts Buback verstehen wollte. Im Prozeßverlauf verlangte das Gericht immer wieder Feststellungen und Distanzierungen, die Brückner verweigerte: als Forderung nach Verdinglichung, als Verzicht auf Empathie als Erkenntnismedium in den Sozialwissenschaften, nach Aufspalten von Zusammenhängen in bloße justiziable Tatsachen, nach schlichter und damit abstrakter Verurteilung solcher Gewalt und damit dem Verbot, sie zu begreifen. Differenzierungstabus verhängte der Staatsanwalt. In einer Schlagzeile in der Zeitung DIE WELT vom 9. Juli 1977 hieß es: Distanzieren Sie sich oder gehen Sie!

Wie radikal ist Differenziertheit?

Es ist nach meiner Auffassung ein kurzschlüssiges Verständnis von Radikalität, wenn Entschiedenheit einer Position erkaufte wird durch das insgeheime oder offen ausgesprochene Verbot, genau hinzusehen. Warum soll denn das detaillierte Begreifen der Zusammenhänge, in denen Gewalt gegen Frauen entsteht und reproduziert wird, zu ihrer Verharmlosung führen.

Ich denke, im Gegenteil: es wird den Blick schärfen für ihre Verästelung, ihre Feinverteilung, ihre Einbindung in bestimmte gesellschaftliche Verhältnisse und wird die Punkte konkretisieren helfen, an denen wir gegen sie angehen können.

Dieses Beispiel hat exemplarischen Charakter und steht für ein systematisches Problem in der feministischen Wissenschaft, das zugespitzt als Frage gefaßt werden kann: Wie differenziert kann eine radikale Position sein und wie radikal ist Differenziertheit ?

Mein Eindruck, den ich zur Diskussion stellen möchte, ist, daß in politisch auf den ersten Blick besonders attraktiv erscheinenden weil besonders dezidierten feministischen Konzepten häufig die Spannung zu Ungunsten der Differenzierung gelöst wird. Die politische Perspektive, die auf Entschiedenheit und Eindeutigkeit von Positionen drängt, bestimmt dann in hohem Maße das, was Forschung an Realität zur Kenntnis nimmt und zu erkennen gibt. Von der politischen Intention geht so etwas wie ein Vereindeutigungsdruck oder Positivierungsdruck auf die Wissenschaft aus.

Ein Stück weit läßt sich dies Problem entlang der Kategorien "dualistisches" versus "dialektisches Denken" diskutieren.

Wie kommt es, daß dualistische Argumentationen im Spektrum des radikalen Feminismus und der entsprechenden Analysen so verbreitet sind. Ich denke z.B. an Konzepte von Mary Daly oder auch an Maria Mies' Überlegungen zum "weiblichen" und "männlichen Gegenstandsbezug", an Studien zur Pornographie (z.B. A. Dworkin) und Ansätze aus der feministischen Technologiedebatte. Besonders die Analysen zum Thema Pornographie und zum Bereich Neue Technologien sind für diesen Zusammenhang ein gutes Beispiel. Alle hier als "radikal" geltenden Ansätze sind deutlich durch die politische Perspektive geprägt, die mit ihnen verbunden ist und: Die Verbindung geht regelmäßig auf Kosten des Realitätsgehalts der Analyse. (Vergl.: G. A. Knapp, Männliche Technik - weibliche Frau?, in: Becker/Becker Schmidt/Knapp/Wacker, Zeitbilder der Technik, Bonn 1989)

Ist es nicht seltsam, daß Feministinnen, die das dualistische Denken mit seinen Aufspaltungen und Polarisierungen einerseits als typisch "männliches" charakterisieren, selber häufig in der Klammer dieses Denkens befangen bleiben. Erschöpft sich Radikalität dann nur in der Umwertung der alten patriarchalen Werte: Etwa in der Positivierung des

Weiblichen in seiner Differenz zum Mann, oder in der dazugehörigen Negativierung des Männlichen und der mit ihm assoziierten Projekte ?

Ich möchte hier einen kurzen Einschub machen: Wenn ich von heute aus gesehen Ansätze kritisiere, die zwar immer noch gängig sind, aber zum Teil vor mehr als zehn Jahren entwickelt wurden, so ist das auch eine etwas zwiespältige Situation. In den Anfangstagen der Frauenbewegung und Frauenforschung hatte die Formulierung plakativer Konzepte sicher eine spezifische Funktion. Sie sind Zeichen eines Aufbruchs und tragen entsprechend die positiven und negativen Merkmale des Bruchs mit Traditionen. Insofern beziehe ich mich kritisch auf sie vor allem in dem Sinne, daß ich ihr Erklärungspotential für die Weiterentwicklung feministischer Wissenschaft skeptisch beurteile. Gleichzeitig ist mir bewußt, daß sie in der Geschichte der Frauenforschung wichtig waren.

Auch auf einen weiteren Punkt möchte ich hinweisen: Dualistisches Denken wird zwar den wirklichen Vermittlungszusammenhängen, in die gesellschaftliche Sachverhalte eingebettet sind, in der Regel nicht gerecht: Weder objektive noch subjektive Realitäten sind nach den Prinzipien binärer Logik oder politischer Strategien konstruiert. Dennoch erfaßt dualistisches Denken häufig ein politisches Moment: Etwa in der Realität der neuen Technologien das Moment von Hybris in dieser Entwicklung, den Extremismus der Verhältnisse. Indem es diesen Extremismus auf extreme Weise benennt, drückt es etwas von der Gewalt dieser Entwicklung aus, welche die detaillierten und abwägenden Analysen nicht fassen können. In der Zuspitzung steckt darum immer auch ein Rechtsmoment, das ich festhalten möchte- auch in der Kritik.

Dualistisches Denken schafft klare Verhältnisse: So sind die Männer, so die Frauen, dies sind die Täter, jenes die Opfer. Es schafft sozusagen Entlastung und Orientierung durch

"Reduktion von Komplexität" (Luhmann). Demgegenüber wäre dialektisches Denken immer darauf aus, die Vermittlungen aufzusuchen, über die eine "Sache" bestimmt ist. Das kann zu einer Art liberalistischem Kompromißdenken führen, wenn es in der Weise mißverstanden wird, daß "alles mit allem" verbunden ist. Darin steckt soetwas wie die Status-Quo-Komponente einer Dialektik, die nicht politisch Position bezieht, weil sie ihren Gegenstand nicht als politisch Konstituierten versteht.

Vermittlungen denken

In diesem Zusammenhang wird die Frage der "Erkenntnis-mittel", der Methoden, Verfahren und theoretischen Ansätze wichtig, derer sich die Frauenforschung bedient. Nicht alle Traditionen, auf die wir zurückgreifen können, sind geeignet, die "Kräfte und Gegenkräfte" (Horkheimer) zu erfassen, die Widersprüche und Ungleichzeitigkeiten in den gesellschaftlichen Verhältnissen und die ebenso komplizierten Dynamiken in den Subjekten. Die Frage der Radikalität bezieht sich also auch auf das gesellschaftsanalytische Potential der Ansätze, mit denen wir arbeiten. Der in Teilen der Frauenforschung immer noch verbreitete Hang, in Analysen zur gesellschaftlichen Organisation des Geschlechterverhältnisses auf funktionalistische, rollentheoretische Konzepte zurückzugreifen ist für mich ein Beispiel für Entradikalisierung; ebenso wie es beispielsweise der Rekurs auf eindimensionale Sozialisationstheorien ist, die den Prozeß der Vergesellschaftung von Mädchen gleichsam aus einer Art "Tunnelperspektive" betrachten. Am Ende des Tunnels ist dann aus dem kleinen Mädchen die Frau geworden, mit nichts als jenen Eigenschaften ausgestattet, welche die gesellschaftliche Normalkonstruktion von Weiblichkeit ihr abverlangt. Radikal wären demgegenüber für mich solche theoretischen Zugangsweisen, denen es gelingt, die Konfliktkonstellationen und Konfliktpotentiale in der Realität der objektiven Verhältnisse

und der Subjekte offenzulegen. Entradikalisierend wären Zugangsweisen, die vereindeutigen, festlegen, enthistorisieren, globalisieren, Kontexte mißachten und blindlings (z.B. durch die verwendeten methodischen Verfahren) Identität erpressen, wo es keine gibt.

Das emphatische politische Verständnis von Theorie, wie es in Adornos Gedanken zum Verhältnis von Soziologie und empirischer Forschung deutlich wird, ist für meine Vorstellung von Radikalität in der Wissenschaft richtungweisend.

Theorie, so eines der zentralen Postulate dieser praktisch erst einzuholenden Tradition, "muß die Begriffe, die sie gleichsam von außen mitbringt, umsetzen in jene, welche die Sache von sich selber hat, in das, was die Sache von sich aus sein möchte und es konfrontieren mit dem, was sie ist. Sie muß die Starrheit des hier und heute fixierten Gegenstandes auflösen in ein Spannungsfeld des Möglichen und Wirklichen: jedes von beiden ist, um nur sein zu können, aufs andere verwiesen." (T.W. Adorno, Soziologie und empirische Forschung, in: Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie, Frankfurt 1970, S. 87)

Das radikale Potential der feministischen Wissenschaft bestünde danach im beharrlichen Hindeuten auf die Nicht-Übereinkunft, die Kluft und die Widersprüche zwischen gesellschaftlich Wirklichem und Möglichem im Geschlechterverhältnis. Adorno hat die grundsätzliche Bedeutung dieser Erkenntnisperspektive so verdeutlicht: "Die Erfahrung vom widerspruchsvollen Charakter der gesellschaftlichen Realität ist kein beliebiger Ausgangspunkt, sondern das Motiv, das die Möglichkeit von Soziologie überhaupt erst konstituiert.... Nur dem, der Gesellschaft als eine andere denken kann, denn die existierende, wird sie zum Problem." (T.W. Adorno, Zur Logik der Sozialwissenschaften, a.a.O., S.126)

In der spannungsreichen "Erkenntnis-Konstellation" feministischer Wissenschaft spielt jedoch nicht nur die kognitive

Dimension eine Rolle, die Art und Weise des Denkens und der analytischen Mittel; für mindestens ebenso wichtig halte ich die affektive Seite der Frauenforschung. Ich hatte oben gesagt, daß in der Nicht-Abspaltung, Nicht-Ausgrenzung von Emotionalität, Subjektivität und individueller Betroffenheit eine der Stärken feministischer Wissenschaft liegt, eine besondere Erkenntnisquelle; zugleich aber auch eine ihrer Schwächen. Die radikale Selbstreflexion auf die emotionalen Besetzungen und die emotionale Funktion politischer und wissenschaftlicher Positionen ist unabdingbar, wenn wir diese Seite produktiv machen wollen.

Mikropolitik der Gefühle

Ich will weitere Beispiele für diesen Problemzusammenhang geben:

Karin Hausen hat vor einiger Zeit im "Journal für Geschichte" den Begriff des "Patriarchats" diskutiert und dabei "Nutzen und Nachteile" dieses Konzepts untersucht. Als politischer Kampfbegriff sei die Rede vom "Patriarchat" unbestreitbar wichtig gewesen bei der Mobilisierung von Frauen. Der Begriff hat, so Karin Hausen, die polemische und politische Kraft eines Schlagwortes. Als analytisches Konzept, das Aufschluß geben könnte über die Formen männlicher Dominanz und Gewalt gegen Frauen in der Geschichte taugt er wenig.

"Die konkrete Aussagekraft eines Begriffs oder Konzepts wird zwangsläufig umso geringer, je breiter die Palette der damit erfassbaren historischen und aktuellen Wirklichkeiten ist. Als universalhistorische Kategorie ist 'Patriarchat' schon deshalb von zweifelhaftem Nutzen."

(Hausen, Patriarchat. Vom Nutzen und Nachteil eines Konzepts für Frauengeschichte und Frauenpolitik, in: Journal für Geschichte, Sept./Okt. 1986, S. 19)

Das gilt auch für die Universalisierung der Kategorie "Frau" und ihre Vereingenschaftlichung unter den Begriffen "Weiblichkeit" und "Mütterlichkeit" auf die ich noch zurückkommen werde.

Bleiben wir zunächst beim Patriarchatsbegriff. Die Wissenschaftlerin wird ihn in ihrer Analyse differenzieren müssen, um die historisch-spezifischen Machtstrukturen im Geschlechterverhältnis konkreter fassen zu können. Die praktisch engagierte Feministin wird im politischen Alltag schwer auf den Begriff verzichten können. Sie sollte es auch nicht tun – immerhin trifft der Begriff das Politikum von Herrschaft im Geschlechterverhältnis, auch wenn er nichts erklärt. Dennoch ist "Das Patriarchat" ein Abstraktum, so konkret auch die Gewalt oder Mißachtung sind, die Frauen erfahren. Die Eindeutigkeit, die er Begriff anbietet, ist fiktiv. Er gibt Halt, weil er Konkretion vermeidet. Wenn wir den Vermittlungen genauer nachgehen, stoßen wir auf den unliebsamen Tatbestand, daß "der Feind", den der Patriarchatsbegriff als männliches Kollektivsubjekt suggeriert, nichts ist, was uns selber äußerlich ist. Der Vermittlungszusammenhang patriarchaler Gewalt geht auch durch uns selber, durch unser Denken und Fühlen hindurch. Auch durch die feministische Wissenschaft. Das erschwert die Sache sehr. Dem stehen politische Bedürfnisse nach eindeutiger Orientierung entgegen: Ja/Nein, Entweder/Oder, Freund/Feind. Diese Bedürfnisse haben immer soetwas wie ein "affektives Unterfutter".

Auf die Aufforderung, zu differenzieren, so meine Erfahrung in der Lehre und in autonomen Zusammenhängen, wird daher häufig zunächst mit Angst vor Orientierungsverlust und Abwehr von Theorie reagiert. Die Vorstellung von Radikalität bindet sich dann an das Nicht-Zurkenntnisnehmenwollen von Komplexität.

Auch in empirischen Forschungsprozessen kommt diese Spannung auf subtile Weise zur Geltung. Ich will dafür ein Beispiel geben. In dem Arbeiterinnenprojekt am Psychologischen Institut der Universität Hannover (Projektleitung: R. Becker Schmidt) habe ich seinerzeit über Arbeitsteilungs- und Autoritätsverhältnisse in den Familien geschrieben und über Fragen der Geschlechtersozialisation. Ich war beim Auswerten der Interviews oft empört über die proletarischen Paschas, die ihren Frauen, die uns davon erzählten, einiges an Extrabelastung und Bevormundung zumuteten. Irgendwann stellte ich fest, daß ich beim Schreiben viel mehr Aufwand und Geduld in Differenzierungen steckte, wenn es um die Frauen ging und erheblich unduldsamer war, wenn ich über die Ehemänner schrieb. Dort stellte sich tendenziell ein Hang zu plakativeren Aussagen ein. Das ist sicher ein emotionaler Ausdruck von Parteilichkeit. Als Wissenschaftlerin muß ich mit dieser Art "inneren politischen Strömung" reflektiert umgehen, um nicht eine umgekehrt sexistische und unbewußt gynozentrische (statt androzentrische) Wissenschaft für feministisch auszugeben, was sie nach meiner Auffassung dann nicht wäre.

Das Postulat der Parteilichkeit feministischer Wissenschaft, das ja als ein Gradmesser für ihre Radikalität gilt, muß weitaus genauer bestimmt werden, als das bisher geschehen ist. Nach meiner Auffassung kann es sich zum einen auf die Wahl des Erkenntnisgegenstandes beziehen (z.B. Gewalt im Geschlechterverhältnis), zum anderen ist die Parteilichkeit für Frauen unverzichtbarer Bestandteil des Forschungsmotivs, das mit dem Motiv der praktischen Veränderung dieser Verhältnisse einhergeht: Ich will etwas begreifen, weil ich es verändern will, dabei verändere ich auch mich selbst.

Im Forschungsprozeß selber allerdings darf Parteilichkeit nicht unmittelbar und rücksichtslos regieren im Sinne des einen Aspekts der Wortbedeutung von "radikal" : sie muß,

und dies gestaltet sich je nach Art der Forschungsprozesse sehr unterschiedlich, in einem Wechselspiel von Engagement und Zurücktreten erst fruchtbar gemacht werden. Die Leidenschaft radikaler Parteilichkeit muß so verändert werden, daß sie unseren Blick schärft, uns Ausdauer im Weiterfragen und Beharrungsvermögen gibt. Sie darf nicht dazu führen, daß wir Realität nur noch, wie Virginia Woolf es genannt hat, im "roten Licht des Zorns" wahrnehmen.

Diese Mikropolitik im affektiven Bereich ist im Grunde in allen Lern-, Lese- und Schreiberfahrungen enthalten und bestimmt mit darüber, was uns fasziniert oder blockiert. Im feministischen Diskurs verschafft sie sich an verschiedenen Punkten Geltung: Zum einen in Form von Differenzierungstabus und Wahrnehmungstrübungen nach der einen, Hellsichtigkeit nach der anderen Seite eines uns betreffenden Problems, in Form von dualistischem Schwarz-Weiß-Denken, aber auch in Form ontologisierender und idealisierender Konzepte von Weiblichkeit. Sowohl die Differenzierungstabus als auch die schönen Weiblichkeitsidole erfüllen eine doppelte Funktion: Selbst-Affirmation durch Positivierung auf der einen Seite, auf der anderen Seite die Möglichkeit der klaren Abgrenzung gegenüber den nun von uns selber als "andere" definierten Männern und dem, wofür sie stehen. Im politischen Kampf gegen Strukturen und Personen, die zur ständigen Vereinseitigung, Deklassierung und Abwertung von Frauen zusammenwirken, scheint der entwickelte Mann als "ideeller Gesamtpatriarch" vordergründig funktional; ebenso vordergründig funktional ist auf der anderen Seite die idealisierte Frau, an die sich utopische Hoffnungen und Identifikationsbedürfnisse binden. Auf beiden Seiten ist der Preis hoch: Verlust eines Stücks an Wirklichkeit.

Vor allem die positivierten Weiblichkeitskonzepte, die wir (nicht nur) in der Frauenforschung finden, spielen eine zwiespältige Rolle. Sie reduzieren Frauen auf etwas, was sie

entweder nicht oder nicht ausschließlich sind bzw. was sie unter gegebenen Verhältnissen nicht konfliktfrei sein können. Zwiespältig sind auch die untergründigen Motive, die sie tragen. Ich will hier nicht in sozialpsychologische Details gehen, nur eines sei angemerkt: Nancy Chodorow und Susan Contrato haben darauf hingewiesen, daß sowohl die Idealisierung des Weiblich- Mütterlichen als auch die Neigung, Mütter für alles verantwortlich zu machen, im Grunde zwei Seiten desselben kindlichen Glaubens an die Allmacht der Mutter sind. Dem affektiven Bedürfnis nach positiver Eindeutigkeit (hinter dem sich Ambivalenzkonflikte vermuten lassen), dem Bedürfnis nach einem vorbildlichen Weiblichen/Mütterlichen, mit dem man sich identifizieren kann, korrespondiert die innere Logik in diesen Denkfiguren: Sie legen fest, stellen klar, machen Identifikationsangebote, indem sie Widersprüchliches ausblenden, negative Seiten abspalten und auf die jeweils andere Seite übertragen. Das macht ihre politische Attraktivität aus, vor allem für Frauen, die erst beginnen, sich in Bewegung zu setzen. Den emotionalen Orientierungsbedürfnissen, der Radikalität von Wut und Liebe, die eindeutig sein wollen, nicht vermischt, ja selbst noch die Logik gängiger Abwehrmechanismen in der Verarbeitung von Ambivalenzkonflikten (Verdrängung, Isolierung, Verkehrung ins Gegenteil, Objektsplaltung) kommt dualistisches und positivierendes Denken entgegen. Dabei finden sich in den verschiedenen Ansätzen auch recht unterschiedliche Kombinationen von Positivierung/Negativierung; und die Dualismen können sich sowohl auf die Gesellschaftsanalyse, als auch die Annahmen über Subjektpotentiale von Frauen und Männern beziehen.

Das Denken in komplexen Vermittlungen, die Berücksichtigung von Ambivalenzen, ist emotional anstrengender, als die Vorstellung eindeutiger Positiv-Negativ-Verhältnisse. Vordergründig scheint letztere Handlungsmöglichkeiten zu eröffnen, allzuoft führt sie in Sackgassen. So denke ich auch,

daß die mit bestimmten femininen Eigenschaften begründete "Vereinheitlichung" von Frauen (naturnah, friedliebend, einfühlsam usw.) langfristig nicht weiterbringt. Sie ist ihrer Struktur nach ideologisch und enthält eine "fixe Idee" über Frauen, die unempfindlich macht gegen Erfahrung von Differenzen. Damit erschwert sie tendenziell eine produktive Verarbeitung jener widersprüchlichen Erfahrungen, die für den "weiblichen Lebenszusammenhang" (U.Prokop) geradezu als charakteristisch gelten können. Sie blockiert auch die Chance, sich miteinander streitend auseinanderzusetzen, weil sie keine Mittel an die Hand gibt, mit Unterschieden in den Lebenslagen, den biographischen "Stationen" und auseinanderweisenden Orientierungen umzugehen.

Eine feministische Wissenschaft, die radikal in dem Sinne ist, daß sie den gesellschaftlichen und psychosozialen Vermittlungsverhältnissen näher kommen will, muß Konzepte formulieren, die angesichts mehrdeutiger Realität nicht aus den Fugen geraten; sie hätte eine Gesellschaftstheorie weiterzuentwickeln, die es ermöglicht, die Ungleichzeitigkeiten und Widersprüche zu begreifen, die die objektive Situation von Frauen konstituieren. Und wir brauchen eine Subjekttheorie, die es schafft, den konflikthaften Prozeß weiblicher Individuation und Vergesellschaftung zu erhellen. Beides ist erst in Ansätzen vorhanden.

Das gängige Verständnis von Radikalität bleibt dem Entweder-Oder-Prinzip verhaftet.

Die Erkenntnisprozesse der Wissenschaft dürfen jedoch nicht nach diesem Prinzip organisiert sein. Wissenschaft muß prinzipiell beim "Einerseits/Andererseits" bleiben können, wenn die Realität, die sie untersucht, eben so verfaßt ist. Aber sie soll dazu beitragen, reale Widersprüche aufzuheben, indem sie die Strukturen, derer sie sich verdanken, sichtbar macht und kritisiert. Aus der Konkretion reichert feministische Wissenschaft sich an und gewinnt eine Stärke,

die radikal ist, weil sie vermag, den Verhältnissen aus näherer Kenntnis heraus zu nahe zu treten.

Ich habe eingangs ein Bild verwendet: zwei Frauen wollen an die Wurzeln. Die eine geht dabei sehr gründlich vor, die andere macht einen rücksichtslosen Stich mit dem Spaten, um an die Wurzeln zu kommen. Beide Formen von Radikalität scheinen grundverschieden zu sein, aber sie sind doch auch aufeinander verwiesen.

Das Wurzelgeflecht muß möglichst weitgehend zur Kenntnis genommen sein, um wissen zu können, was wir berücksichtigen müssen und wovon wir absehen, wenn wir entschiedene und in diesem Sinne radikale Positionen beziehen. Dies gilt im Sinne eines prinzipiellen Anspruchs; praktisch ist damit ein Wechselverhältnis bezeichnet, das sich stets annäherungsweise herstellt und in den Fluß der Weiterentwicklung der Frauenforschung eingebunden ist.

Es ist wohl deutlich geworden, daß ich vor allem Schwierigkeiten mit dem einen Bedeutungssegment des Wortes "radikal" habe: der Rücksichtslosigkeit. Rücksichtslosigkeit ist für mich eng assoziiert mit Ausblendung, Nichtgeltenlassenkönnen von Unterschieden, Vorurteilen, abstrakter Negation und Gewalt. Es ist auch ein besetztes Wort, weil es immer sogleich Fragen der Moral aufwirft.

Vielleicht können wir dem Wort eine andere Bedeutung abgewinnen, wenn wir noch einmal auf das etymologische Wörterbuch zurückgreifen. Danach ist "Rücksicht" eine aus dem 18. Jahrhundert stammende Lehnübersetzung von lateinisch "respectus" was wiederum als "Achtung und Ehrerbietung" übersetzt wird. Über diesen Umweg können wir beide Seiten des Wortes "radikal" festhalten.

Für die Frauenforschung hieße es dann: An die Wurzeln gehen, ihren Zusammenhang berücksichtigen, beharrlich und gründlich sein im Forschen, aber nicht mit Achtung und

Ehrerbietung vor dem, was wir da sehen, sondern mit entschiedener Respektlosigkeit gegenüber den Seiten gesellschaftlicher Realität, die Frauen nach wie vor vereinseitigen, deklassieren und entwerten.

*Die Autorin***GU DRUN-AXELI KNAPP (1944)**

Dr.phil. habil. wissenschaftliche Mitarbeiterin am Psychologischen Institut der Universität Hannover.

Nach mehrjähriger Berufstätigkeit als Journalistin Studium der Soziologie und Sozialpsychologie an der Universität Hannover. (Schwerpunkte: Sozialpsychologie, feministische Theorie und Methodologie, Industrie- und Arbeitssoziologie). Mitglied des Sektionsrats der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Publikationen im Bereich feministischer Theoriebildung, mehrere empirische Untersuchungen zur Lebenssituation von Arbeiterinnen.

NACHWORT

Die Rede liegt nun zwei Jahre zurück und der Blick auf die aktuellen Diskussionen zeigt, daß die Notwendigkeit einer komplexeren Sicht auf das Geschlechterverhältnis im Umfeld feministischer Wissenschaft kaum mehr bestritten wird. Ein zentrales Thema ist dabei nach wie vor die Differenzierung der universalistischen Kategorie "Frau", die implizit von einer Gleichförmigkeit weiblicher Lebenslagen und Probleme ausgeht. Diese Unterstellung von Gleichheit der Frauen - als Schwestern und als Opfer patriarchaler Gewalt und Diskriminierung - war eine Basis feministischer Politik. Mit der stärkeren Betonung der Differenzen (klassenspezifischer, ethnischer, sexueller etc.) unter Frauen wird diese vertraute Grundlage tangiert. Heute geht es um die Bestimmung des Verhältnisses von Gleichheit und Differenz im Sinne einer realitätshaltigeren Analyse auf deren Hintergrund über Perspektiven feministischer Politik erneut nachgedacht wird.

Die Rede bezieht sich sozusagen auf den Beginn dieser Debatte in der Bundesrepublik. Das gespannte Verhältnis von Frauenforschung und Frauenbewegung, das anhand einiger Beispiele analysiert wird, hat sich inzwischen verändert und ist dabei in den skizzierten Grundproblemen doch gleichgeblieben. Verändert hat es sich, weil die zunehmend spezialisierteren Diskurse in der Frauenforschung, die auf der einen Seite notwendig erscheinen, auf der anderen zu einer größeren Entfremdung zur außeruniversitären Frauenbewegung führen. Fragen der Übersetzung, der Vermittlung zwischen den beiden Feldern feministischer Praxis spielen eine immer größere Rolle. Auf diesem Hintergrund gilt Differenzierung der Analyse häufig als gleichbedeutend mit Entpolitisierung, radikaleres Nachdenken wird kritisiert als Elitismus oder als "Postfeminismus der arrivierten Frauenforscher-

rinnen", so kürzlich in der Zeitschrift EMMA. Dort wird die Schweizer Frauenforscherin Renate Klein mit einer Einschätzung über die internationale Frauenforschung zitiert, die auch hierzulande zutrefte: "Der Zusammenhang von Theorie und Praxis beginnt sich auf die Seite der Theorie zu verschieben. Praxis ist out, Strategiediskussionen sind out, und demzufolge ist auch action out"

Die Rede ist ein Einspruch gegen die gängige Behauptung, Differenziertheit der Theorie führe zur Lähmung in der Praxis. Und: sie ist ein Plädoyer für eine Form der wissenschaftlichen und politischen Radikalität, die ihre Stärke aus der Konkrektion bezieht. Sie ist eingreifend, weil sie vermag, den Verhältnissen aus näherer Kenntnis heraus zu nahe zu treten.

Gudrun-Axeli Knapp